

Valentina kehrt zurück

Mit un guten Vorahnungen hatte ich im Februar 2022 an einer ethnologischen Konferenz über die nördlichen Völker Kanadas teilgenommen. Angeboten wurden Diskussionsrunden über die Inuit und deren Verwandtschaft mit den Polarvölkern Alaskas und Russlands. Aber die eigentliche Diskussion fand in den Fluren und Cafés statt: „Wird es Krieg geben?“

Die einen sagten, es werde keinen Krieg geben, das wäre eine Eskalation, die Putin scheue. Andere meinten: „Dem ist alles zuzutrauen. Er hat in den letzten Monaten 200 000 Mann an die Grenze verlegt, angeblich zu Friedenszwecken. Aber das glaubt ihm doch keiner.“ Jemand sagte, die Nato sei nicht schuldlos an der aktuellen Situation, sie habe sich beständig nach Osten erweitert. Und jemand antwortete, es sei ja wohl das Recht der selbstständig gewordenen Osteuropäer, sich ihre Bündnispartner selbst auszusuchen. So ging es hin und her. Die westlichen Kollegen meinungsstark und aufgewühlt, die russischen Kollegen vielleicht ebenso aufgewühlt, aber ausweichend. „Muss man mal abwarten“. Vermutlich hatten sie aber nachts schlaflos in ihren Zimmern am Fernseher gesessen.

So war es bis 23.2. abends. Dann hatte nachts der Krieg begonnen, und mit einem Mal war es still geworden unter uns. Die Russen noch schweigsamer, weil jedes Wort gefährlich sein konnte, die westlichen Kollegen wortkarg, weil nach tagelangen Debatten eigentlich nichts mehr zu sagen war. „Er“ hatte es also doch getan: einen Krieg in bisher undenk바ren Dimensionen begonnen, Bombardierung eines ganzen Landes.

Als wir dann am 24.2. zum Flughafen zurückgebracht wurden, richteten sich alle Blicke nicht auf die Gepäckschalter oder die Anzeigetafeln, sondern auf die Monitore mit den Nachrichten von CNN und NTV: Die russischen Truppen waren bereits weit in die Ukraine vorgerückt und hatten das Land mit Bomben überzogen.

Die Bilder zeigten zerstörte Häuser, leere Straßen, Menschen dicht gedrängt in Bunkern.

Wir, eine Gruppe von knapp 50 Ethnologen, standen unter den Monitoren mit starren Hälsen und erschrockenen Reaktionen. Noch standen wir eng beieinander, die Russen, die Europäer und die Amerikaner. Aber die Kommentare hatten sich bereits getrennt in die Muttersprachen: „terrible“, „ужасный“, „furchtbar“. Dazu manches stumme Entsetzen und auch manches beredte Schweigen.

Am Ende des Nachrichtenblocks löste sich unsere Gruppe auf. Einzeln oder in Kleingruppen gingen wir zum Gepäckschalter, dann durch die Personenkontrolle und den Duty-Free-Bereich, und schauten in der Abflughalle zuerst wieder nach den Monitoren. Zu sehen war jetzt eine Landkarte der Ukraine, auf der sich von verschiedenen Richtungen massive Pfeile in Richtung Kiew bewegten. Dass alle Flüge wegen eines heraufziehenden Schneesturms ausgesetzt waren, schien niemand zu stören. Wir hatten es in diesem Moment noch gar nicht ganz realisiert.

Wenig Betrieb dort im Abflugbereich. Ein beinahe leerer Flughafen an diesem Nachmittag. Und auch noch hier herrschte Ratlosigkeit unter uns. Nach unseren Konferenzen hatten wir bisher immer in größeren Gruppen zusammengesessen, Russen und „Westler“ gemischt. Lebhaftige Gespräche über zukünftige Projekte oder Publikationen. Aber an diesem 24.2. waren zukünftige Projekte nicht mehr wichtig. Jetzt saßen wir beinahe versteckt in den Sitzecken und Cafés der Abflughalle. Eine Gemeinschaft, die sich aufgelöst hatte.

Ich ging mit Gary an der Fensterfront entlang mit Blick auf die Landebahn. Keine Bewegung dort draußen. Alles stillgestellt. Von einem Schneesturm war noch nichts zu sehen. Völlig klare Sicht auf das Rollfeld, dann auf eine Reihe niedriger Gebäude und auf Wälder, die sich leicht aufsteigend bis zu einer Hügelkette

erstreckten. Der Himmel darüber sah allerdings bereits recht dunkel aus.

Als wir umkehrten, trafen wir Dr. Alvarez, der ebenfalls die Halle auf- und abging. Wir nickten ihm zu und gingen weiter bis zu den Vitrinen mit ausgestopften Bären, Elchen und Karibus. Im Hintergrund eine Fototapete: Taiga, weit und wasserreich.

Am Ende der Halle hatte jemand in einem Winkel eine Matte ausgerollt, auf der er Yoga oder Meditationsübungen machte. Seitlich sah man Dr. Barreto vor den Auslagen eines Shops für Wanderkleidung stehen, was ihn aber nicht zu interessieren schien. Eher sah es so aus, als ob er die Gelegenheit nutzte, sich von uns abzuwenden, um mit seiner Enttäuschung oder Empörung allein zu sein. Es war jetzt beinahe eine Strafe, hier noch stundenlang gemeinsam die bedrückte Stimmung ertragen zu müssen.

Etwa um 17:00 Uhr ein kurzes Gespräch mit Pawel, der seit 2005 in Vancouver lebte und einen guten Draht zu beiden Seiten hatte: zu den Russen und den „Westlern“. Gestern beim Abendessen hatte er an unserem Tisch eine Studie über Sami-Frauen in Norwegen und in Russland erwähnt, aber niemand war darauf eingegangen. Dann, nach einem Moment des Schweigens, packte er das kritische Thema direkt an: „Wir sind Ethnologen. Wir haben gelernt, uns in andere Kulturen und Systeme hineinzudenken. Wir werden uns nicht auseinanderdividieren lassen.“ Das war eigentlich nur eine beiläufige Bemerkung im kleinen Kreis. Weil aber die Gespräche an den anderen Tischen verstummten, wurde es unfreiwillig beinahe das Schlusswort der Konferenz: „Wir lassen uns nicht auseinanderdividieren.“ Am Nebentisch war dann Dr. Mersliakow aufgestanden und hatte Pawels Bemerkung aufgegriffen: „Ja, wir sollten uns nicht überrumpeln lassen von Ereignissen, die wir nicht beeinflussen können.“ Das war gestern Abend.

Jetzt in der Abflughalle sagte mir Pawel: „Erinnerst du noch, was Mersliakow gesagt hat? ‚Ereignisse, die wir nicht beeinflussen können‘.“

„Na und?“

„Das war ungefähr das, was auch ich gesagt habe, und doch fast das Gegenteil.“

„Du meinst FSB?“

„Ich meine gar nichts. Aber achte mal darauf: ‚Ereignisse, die wir nicht beeinflussen können‘ – also redet gefälligst nicht darüber.“

Erneut begann eine Durchsage über den heraufziehenden Schneesturm und die verspäteten Flüge. Jetzt kam die Information hinzu, Gutscheine für Getränke könnten an der Information abgeholt werden. Pawel sah schnell nach den Richtungspfeilen: „Da sollten wir gleich mal zuschlagen, wer weiß wie lange der Vorrat reicht.“

Wir saßen dann mit Nick Baker bei Bier und Pizza, wussten aber nicht viel zu sagen. „Erschreckend, wie blind wir waren.“ Oder: „Eigentlich nicht zu fassen: Ein Krieg in Europa.“

Das Fernsehen wiederholte Putins Ansprache, es sei keine Invasion im Gange, lediglich eine Demilitarisierung und Entnazifizierung der Ukraine. Nick lachte: „So sagt man das also: Keine Invasion. Dabei wird schon das ganze Land bombardiert.“

Draußen hatte es sich eingetrübt. Die Hügelkette in der Ferne war verschwunden. Vorne streckten sich noch ein paar Baumwipfel schwarz in einen rötlichen Himmel. In den niedrigen Gebäuden hinter der Landebahn brannte Licht.

Ich setzte mich dann zu Catherine und Gary in eine Sitzgruppe: rotbraunes Kunstleder, Holzrahmen, Knautschgeräusche, aber bequem. Catherine mit dunklem Haar und buntem Kleid sah etwas indisch aus. Gary – graues Jackett, zerzauster Lockenkopf – wippte beim Reden auf und ab: Ja, man hätte ahnen können, was da kommt. Der Krieg habe eigentlich schon 2014 begonnen mit

Luhansk und Donezk und der Krim. „Wir haben es nur nicht glauben wollen.“

Catherine fand die ganze Aufregung übertrieben. Krisen habe es schon immer gegeben. Und dann habe sich jedes Mal alles wieder normalisiert. Tschechoslowakei 68 zum Beispiel oder Afghanistan 79. Und weder in Prag noch in Kabul regiert heute noch ein Russe. „Also: Ruhig bleiben und kühlen Kopf behalten.“

Gary daraufhin mit skeptischem Blick: Russland habe seine Vergangenheit nie aufgearbeitet. Putin hätte Russland an die modernen Demokratien heranführen können. Stattdessen habe er sich für das Alte entschieden, für Diktatur und Krieg.

Weiter links an der Fensterfront standen Valentina und Igor und sahen reglos auf die Reglosigkeit dort draußen: auf die graue Landebahn, die schneebedeckten Flächen und auf einen seitlich abgestellten, vermutlich ausrangierten Doppeldecker. Hinter einem Tankwagen tauchte ein Arbeiter auf, kam zur Halle herüber und rieb sich die Handschuhe.

Während Igor an der Fensterfront stehenblieb, kam Valentina zu uns herüber. „Wird wohl ’ne Menge Probleme geben“, sagte sie und sah wieder nach draußen, schien aber nicht an den Schneesturm und den verpassten Weiterflug nach Moskau zu denken. Wir nickten, rückten ein wenig zur Seite und schwiegen. Gary konnte seine Ansichten über den beinahe zwangsläufigen Weg von der Diktatur in den Krieg jetzt nicht fortsetzen. Was unter uns „Westlern“ eine vielleicht kluge Bemerkung gewesen wäre, hätte jetzt in Valentinas Anwesenheit nach Besserwisserei und Schuldzuweisung geklungen. Jetzt konnte Gary nur sagen: „Hoffen wir, dass es bald zu Ende ist“. – Und nach kurzem Schweigen mit Blick auf Valentina: „Du hast deinen Gutschein auch noch nicht geholt?“ Wenig später sah ich sie dann beide mit zwei Franzosen an einem Imbissstand. Sie aßen ihre Baguettes, tranken Tee oder Bier und wirkten erschöpft.

Als Valentina zurückkam, hatte sie einen Piccolo mitgebracht, nahm einen Schluck und begann, in ihrem kurzen, grauen Haar zu wühlen. Wir kannten uns seit beinahe 20 Jahren. Sie hatte damals eine Studie über die Schamanen der Ewenken publiziert. Seitdem waren wir uns gelegentlich auf Konferenzen begegnet, hatten vor einigen Jahren auch einen längeren Mail-Austausch über Stellers Reise durch das um 1740 noch weitgehend unerforschte Sibirien und die Beringstraße. Russland und die europäischen Wissenschaftler, das war damals noch eine erfolgreiche Partnerschaft.

Außerdem wusste ich: Valentina lebt in Tomsk, ihr Sohn Ilja lebt in Manchester, ihr Ehemann ist 2013 gestorben. Sie selbst befand sich kurz vor dem Ruhestand, reiste und publizierte allerdings noch immer. Aber jetzt nach weiteren Plänen zu fragen, wäre etwas makaber gewesen, und nach Ilja zu fragen, ein durchsichtiges Ablenkungsmanöver.

19:00 Uhr. In Europa hatte der 25.2. bereits begonnen. Die Monitore zeigten weiterhin Panzerkolonnen, Explosionen, Menschen in Fluchtkellern, Experten in Talkshows.

Bei uns war es Nacht geworden. Im Schein der Außenbeleuchtung fielen jetzt Schneeflocken einzeln und leicht verweht. Das Vorfeld war noch zu sehen, auch ein paar Wagen und über ihnen eine Boardingbrücke, die undeutlich in die Nacht hinausführte. Ansonsten ein paar Blinklichter.

Um der bedrückten Stimmung zu entgehen, war ich schließlich aufgestanden und ging wieder die Halle entlang, wo die Kollegen noch immer in Kleingruppen redeten oder schwiegen. Einige saßen vor ihrem aufgeklappten Laptop, andere hatten sich auf die Bänke gelegt, mit Mänteln bedeckt und waren eingeschlafen.

Bei den Vitrinen mit den ausgestopften Tieren traf ich Vadim. Vor einigen Jahren waren wir gleichzeitig für einen Monat in Tromsø gewesen. Wir gingen ein Stück nebeneinander her, er mit zügigen Schritten: „Schwer zu sagen, was da noch kommt, aber wir bleiben in Kontakt.“ Und nach einer Weile etwas langsamer: „17 Russen waren hier auf der Konferenz, mindestens 5 berichten an den FSB, vermutlich nicht alle freiwillig. Ist egal, ich hab’ nichts Falsches gesagt. Aber in deren Haut möcht’ ich jetzt nicht stecken. Die haben ja selbst keine Ahnung gehabt, was da kommt.“

Vadim fand Gefallen an dem Gedanken: Niemand habe denen im Voraus gesagt, dass in Kiew ein faschistisches Regime zu stürzen sei. Und jetzt wissen sie nicht, wie sie reagieren sollen. Sie haben auch keine Ahnung, wer die anderen vier oder fünf FSB-Informanten sind, die sich unwissentlich gegenseitig beobachten und vielleicht denunzieren. Da musste Vadim grinsen. „Wäre wirklich interessant, was die jetzt denken: ‚Wir Russen zeigen der Welt, dass wir eine Großmacht sind‘? Oder sie halten still, da kann man nichts falsch machen, den Rest entscheiden andere.“

Draußen erschien eine Zugmaschine, zog zwei niedrige Containerwagen das Vorfeld entlang und hinterließ ein Gewirr von Spuren im Schnee.

Am anderen Ende der Halle hatten ein paar Kinder ein Ballspiel begonnen, waren aber schnell zur Ordnung gerufen worden und setzten sich mit gelangweilten Gesichtern wieder hin.

Vadim dann mit Blick auf die Anzeigetafeln: „Also ich werd’ jetzt erst einmal abwarten und vielleicht schon mal nach ’ner neuen Bleibe Ausschau halten. Die Uni Tromsø wär’ doch ’ne gute Adresse. War ein paarmal dort.“

„Du willst in den Westen?“

„Notfalls ja – spätestens, wenn die Hälfte von euch kein Einreisevisum mehr erhält. Es könnte sein, dass der eine oder andere etwas zu laut war in den letzten Tagen. Aber dann treffen wir uns eben in Tromsø.“

Die Monitore zeigten weiterhin zerbombte Häuser, fliehende Menschen, von hunderttausend Flüchtenden war jetzt die Rede. Man sah Bilder von Menschen, die am Straßenrand standen. Sie hielten Schilder in der Hand: „polnische Grenze“ oder „rumänische Grenze“.

Als ich zu unserer Sitzgruppe zurückkam, war Catherine in ein Buch vertieft. Gary war inzwischen auch zurückgekommen und hatte sich zu Valentina gesetzt. Selbst wenn der Krieg schnell vorbei sein sollte, sagte er, bleibe fraglich, ob es ein Zurück in die Vorkriegszeit geben werde. Vielleicht werde es Reishindernisse geben, womöglich Kontaktverbote. Das Schlimmste wäre eine völlige Trennung der Wissenschaften.

Daraufhin Valentina: Eine Trennung der Wissenschaften habe sich schon lange angebahnt. Spätestens seit 2014. Im Dekanat gebe es jedes Mal bedenkliche Blicke, wenn eine Auslandsreise beantragt oder angemeldet wurde. Und es hieß dann nicht mehr „Ausland“, sondern „unfreundliches Land“. Zuschüsse zu Reisekosten gab es schon lange nicht mehr. Eine Finanzierung durch den Westen war noch akzeptiert, über allem schwebte aber der Begriff des ‚ausländischen Agenten‘. Kollegen, die von einem Auslandssemester zurückkamen, empfing der Verdacht, Verräter zu sein – nicht unbedingt politische Verräter, aber Antipatrioten: Ihr macht euch ein schönes Leben, und wir leiden unter Sanktionen.

Valentina sagte, seit 2014 sei es so, dass sie in der Stadt vor sich den einen oder anderen Bekannten gehen sieht und langsamer wird, weil sie ein Gespräch vermeiden will. „Und damit meine ich nicht nur ein Gespräch über die Ukraine, sondern auch die Frage: Wozu brauchen wir den Westen? Für das Studium und den Erhalt der indigenen Kulturen? Oder überhaupt: Wozu brauchen wir den Erhalt indigener Kulturen?“

Gary nickte, lehnte sich kurz zurück und beugte sich dann wieder vornüber, die Ellbogen auf die Knie gestützt: „Du sagst es: Wieso interessiert sich ein Amerikaner für die indigenen Völker in Sibirien? Weil all diese Polarvölker miteinander verwandt sind, gewissermaßen. Eine weltumspannende Gemeinschaft. Aber damit ist es jetzt vorbei. Ab jetzt gibt es wieder die Polarvölker des Westens und die des Ostens, strikt getrennt. Von Norwegen bis Alaska die einen. Von Tschukotka bis Murmansk die anderen.“

„Nicht einmal das.“ Valentina hob den Kopf. Auch für sie selbst sei nur ein Teil der indigenen Organisationen Russlands ansprechbar. Die Regierung unterscheide zwischen „patriotischen“ und „unpatriotischen“ Organisationen. Die „patriotischen“ dürften auf Tourismus-Messen in ihren Kostümen auftreten und traditionelle Lieder singen. Wer sich aber nicht zur Ehre des russischen Vaterlandes bekenne und auf mehr Selbstverwaltung hoffe, werde von Finanzierung ausgeschlossen, von ausländischen Kontakten abgeschnitten, im schlimmsten Falle kriminalisiert. „Wenn wir mit denen arbeiten wollen, sind wir auch bald dran.“

23:00 Uhr. In der Ukraine bereits 9:00 Uhr am 25.2. Auf den Monitoren sah man Straßensperren vor einer Stadt, Zivilisten schießen Wache zu halten. Eine Frau stand flehend vor einem brennenden Haus. Ein zerstörter Panzer war zu sehen, unklar, ob es ein russischer oder ukrainischer war. Wiederholung einer Putin-Ansprache: Er forderte die Ukrainer zum Sturz der Regierung Selenskyj auf, „einer Bande von Drogensüchtigen und Neonazis“. In Brüssel sprachen Politiker über Sanktionen. Inzwischen war von vier Millionen Flüchtlingen die Rede.

Draußen im Moment kein Schneefall mehr. Links der Doppeldecker stand hell und klar im Licht einer Bogenlampe, war also tatsächlich ein Museumsstück.

In der Abflughalle war es noch ruhiger geworden. Mehr und mehr Leute hatten sich auf den Bänken ausgestreckt. Die meisten Imbissstände hatten den Betrieb eingestellt. Keine Bar-Musik mehr, nur noch das Rauschen der Klimaanlage.

Valentina nahm dann Garys Thema wieder auf: die internationalen Projekte. Für sie hatte es in den 80er Jahren mit westlichen Studien über die Inuit in Kanada begonnen. „Eure Artikel konnten wir damals lesen und waren erstaunt: Die hatten einen ganz anderen Stil, waren emotionaler, einfühlsamer, fast liebevoll – und kritisch gegenüber staatlicher Minderheitenpolitik. Das hätten wir uns nicht getraut.“

„Und irgendwann kamen die Ethnologen aus Europa und Amerika auch nach Moskau und saßen uns gegenüber wie die Gesandten einer reichen und effektiven Zivilisation: faktenbasiert, zielstrebig. Sie wollten über Projekte reden, über Ziele, Ergebnisse, Zeitpläne, Finanzierung. Dafür hatten unsere Chefs aber noch kein Mandat, sie konnten immer nur ‚Freundschaft, Freundschaft‘ sagen und Karten fürs Bolschoi-Theater besorgen. Dabei hatten die Amerikaner und Europäer gar keine Ahnung, wie schwierig es war, Karten fürs Bolschoi-Theater zu bekommen. Das haben sie nicht zu schätzen gewusst.“

Gary lachte und Valentina sagte: „Es war nicht immer einfach mit euch.“ – Anfangs habe sie sich ziemlich unterlegen gefühlt. Einerseits gab es jetzt gemeinsame Projekte und Konferenzen. Andererseits waren einige Westkollegen ziemlich arrogant: hochnäsig in wissenschaftlichen Fragen, protzig in der Ausstattung (Video-Kameras), anspruchsvoll in Fragen der Unterkunft und Verpflegung. „Außerdem haben sie unsere Englischkenntnisse ständig belächelt.“

Aber sie hatte sich daran gewöhnt. Die meisten West-Kollegen waren ja auch bescheidener. „Manchmal seid ihr wunderbar anspruchslose Leute, immer etwas ironisch.“ Sie erinnerte sich an einen Engländer, der einmal in kleinem Kreis sagte: „Euer

Toilettenpapier könnt ihr im Westen als Schleifpapier verkaufen.“ Das war nicht überheblich, sondern herrlich alltagsnah. Valentina musste damals lachen. Einige ihrer Kollegen fanden es allerdings gar nicht lustig. „Aber wisst ihr: Insgesamt war es keine schlechte Zeit.“

„Ja“, sagte Gary auf der Sitzfläche wippend.

„Und wisst ihr, was sich verändert hat?“ Valentina machte eine Pause, beugte sich vor und sah auf ihre Hände: Allen Schwierigkeiten zum Trotz habe sie seit ungefähr 1990 das Gefühl gehabt, in die Welt integriert zu sein, in eine Weltgemeinschaft. Die Reisen, die Konferenzen, die gemeinsamen Publikationen. Dazu ihr Sohn in England. Sie konnte Ilja und seine Familie jederzeit besuchen – und er sie. Entfernungen waren kein Hindernis, Nationalitäten waren unwichtig. Sie konnte in Tomsk leben und mit der Welt verbunden sein. Von Auslandsreisen nach Russland zurückzukommen, war eigentlich keine Rückkehr. Es war nur ein Ortswechsel. „Ich war überall ein bisschen. Das war mein Lebensgefühl. – Aber seit 2014 ist es brüchiger geworden, und heute früh bin ich aufgewacht und habe gedacht – oder eigentlich gespürt: Diesmal wird es eine Rückreise sein. Ab jetzt seid ihr jenseits und wir sind diesseits.“

1:30 Uhr, in der Ukraine schon 11:30 Uhr vormittags. Die russischen Truppen standen bereits vor Kiew. Selenskyj hatte die Bevölkerung aufgefordert, Barrikaden zu bauen und Molotowcocktails herzustellen. Gary sagte: „Wenn die Russen schon vor Kiew stehen, dann war’s das wohl. Gute Nacht Ukraine.“

Draußen jetzt heftiger Schneefall. Dicke Flocken trieben durch die Lichtkegel der Außenlampen. Die Landebahn und die dahinterliegenden Gebäude waren nicht mehr zu erkennen. Einmal war in der Halle das Deckenlicht ausgefallen, es blieb nur die Nachtbeleuchtung der Bars und Sitzecken. Dann begann es zu flackern, und das Deckenlicht war wieder da. Valentina schaute nach oben, ihretwegen hätte das Licht komplett ausfallen können, ein

bisschen Katastrophe hätte zur aktuellen Lage gepasst. „Vielleicht kriegen wir noch ’nen richtigen Sturm heute Nacht. Kleine Erinnerung an Puschkin oder Tolstoi oder Tschechow. Die haben ja alle mindestens einen Schneesturm beschrieben, in dem so vieles schief gegangen ist.“

Gary nickte: „Müsste ich mal lesen.“ Er dehnte die Arme, seufzte, ging dann an die letzte geöffnete Bar hinüber und trank ein Bier. Später sah er zu uns herüber und machte das Zeichen für „schlafen“. Er setzte sich auf eine der gepolsterten Sitzreihen, rückte sein Handgepäck zurecht, streckte sich aus, bedeckte sich mit dem Mantel und drehte sich der Rückenlehne zu. Auch sonst sah man überall Leute, die schliefen. Leere Flaschen und Dosen standen unter ihren Liegeplätzen.

Ich fragte, ob Valentina unter den neuen Umständen nicht in Manchester bei Ilja leben wolle oder sonst wo in Europa. Das wäre doch auch möglich. Sie könnte in Manchester wohnen, die Enkel aufwachsen sehen und mit den West-Kollegen telefonieren oder publizieren ohne Überwachung. „Du wärst dann hier bei uns.“

Sie rieb sich am Hals und sagte, früher habe sie manchmal daran gedacht. Einige Kollegen haben es auch so gemacht. Es hätte viele Bequemlichkeiten. Aber jetzt ist es zu spät. Vor fünf oder zehn Jahren vielleicht noch, unter der Bedingung, jederzeit nach Russland zurück zu können. „Aber jetzt wäre es endgültig. Jetzt würde es bedeuten, Russland zu verlassen, alles hinter mir zu lassen, mein Leben, meine Geschichte, ja, wirklich alles. – Tomsk oder Manchester, das war bisher kein Gegensatz, jetzt heißt es: entweder oder.“

Sie sah zu ein paar Jugendlichen hinüber, die in einer der benachbarten Sitzgruppen saßen. Man hörte spanische Wortfetzen in der sonst stillen Halle.

„Außerdem ...“, sagte sie dann, irgendjemand müsse doch in Russland bleiben und den jungen Kollegen erzählen, wie das einmal war, das internationale Reisen und Publizieren. „Das werden

sie ja vorerst nicht selbst erleben. Irgendjemand muss die Erinnerung wachhalten, damit alles irgendwann mal wieder beginnen kann.“ Dann lachte sie und sagte: „Stimmt doch, oder?“

„So gesehen, ja.“

Auf den Monitoren jetzt Szenen von einem Stadtrand: Menschen, die in Busse drängten und sich stritten, während andere sich umarmten oder sich aneinander festhielten. Eine Reporterin sprach mit einem Greis, der zuerst die Hände hob, sie dann vors Gesicht schlug und sich abwandte. Rauchwolken im Hintergrund.

Valentina daraufhin mit resigniertem Kopfschütteln und nachdenklichem Gesicht: „Wie wird es weitergehen? Wahrscheinlich wird sich alles weiterhin verschlechtern, was wir seit 2014 erlebt haben. Wir werden eure Webseiten besuchen und eure Artikel lesen – solange sie es uns noch erlauben. Wir werden nette Mails schreiben, und ihr werdet nett antworten. Dass unsere Mails auch von gewissen Leuten gelesen werden, wissen wir beide. Wir werden also vor unseren Bildschirmen sitzen und nach kleinen Signalen suchen. Das haben wir ja gelernt: zwischen den Zeilen zu lesen.“

„Und das willst du jetzt alles wiederholen? Das ganze Verstellen und Verstecken und zwischen den Zeichen lesen?“

„Du wirst es nicht glauben, aber das fühlt sich echter an als ein Leben in Manchester oder sonst wo in Europa.“ Daraufhin tiefes Ausatmen und eine Pause. Dann sagte sie, sie sei Ende der 50er Jahre geboren, noch im Schatten der Stalinzeit, habe mit Mutter und Vater in einer Kommunalka gewohnt mit drei oder vier anderen Familien. Jede Familie ein Zimmer und dann noch eine gemeinsame Küche und Bad. „Man musste sich arrangieren: Jetzt kochst du, nachher kochen wir. Alles ziemlich eng, das Zimmer überfüllt, die Nachbarn vorsichtig und irgendwer womöglich ein Denunziant. Du lebst mitten unter Leuten, bist aber innerlich

verschlossen. Aber wenn du jemandem ganz vertraut, ist es so herzlich, wie ihr es im Westen nicht kennt.“

Später hatten sie dann eine eigene Wohnung: zwei Zimmer, Küche, Bad. Glück gehabt. Und wahrscheinlich auch Beziehungen.

Ob ich mal in Tomsk war?

„Nee, liegt ja ein bisschen abseits.“

Sie nickte und erzählte, in der Nähe von Tomsk gebe es einen Ort, an dem sie mit den Eltern häufig war, später auch in einer Ferienkolonie. „Du stehst da am Fluss, als Kind. Es ist Sommer, also gibt es Mücken und den Qualm der vielen Grills. Du schaust sehnsüchtig aufs Wasser und die Ausflugsschiffe, die dort vorbeifahren, auch noch leuchtend in der Nacht. Und du hast gelernt: Der Tom fließt nach Norden in den Ob und ins Polarmeer, an dessen Küste es keinen Sommer gibt und keine Wälder. Aber es leben Menschen dort. Seltsame Menschen, die mit Zelten und Rentieren durch die Tundra ziehen – das geheimnisvolle Wort – die „Tundra“. Sie lachte, denn das war vielleicht der Ursprung ihrer Leidenschaft für die Ethnologie.

Hinter unseren Bänken war bisweilen ein Klappern zu hören gewesen, das ich nicht weiter beachtet hatte. Jetzt, bei fast vollständiger Stille, fiel es mir aber auf: Da standen einige Automaten, aus denen Cola, Bier oder Süßigkeiten gezogen werden konnten. Inzwischen schienen die Vorräte allerdings erschöpft zu sein, zu hören war, dass jemand gegen den Automaten trat und fluchte. Als ich mich umdrehte, machte er beschwichtigend das Zeichen für „sorry“.

Auf den Monitoren: Raketenbeschuss, zerstörte Gebäude, fliehende Menschen. Auf der ukrainischen Landkarte waren die Pfeile weit nach Kiew vorgedrungen.

Draußen hatte der Sturm begonnen. Über das Vorfeld trieb feiner Schnee. Alles war in eine fließende Bewegung geraten.

Unbestimmte Gegenstände huschten vorüber, Papiermüll vielleicht. An einer Boardingbrücke flatterte ein Kabel schräg im Wind, schlug gegen einen Pfeiler, schwang hin und zurück. Am Doppeldecker zitterten die Stahlseile, und der Propeller ruckte, als ob er anspringen wolle.

Valentina hatte auch hinausgesehen, sich dann wieder umgedreht. „Selenskyj habe die Ostukraine schlecht behandelt, sagt man. Wird wohl stimmen. Aber ich weiß nicht: Die Russen haben die Ukrainer immer belächelt. Ist eine alte Sache, hätte sich aber nicht so entwickeln müssen.“

Sie begann wieder in ihrem Haar zu wühlen, strich dann alles wieder glatt und kam auf Manchester zurück. Sie werde kein anderer Mensch mehr und würde Russland vermissen: Im Winter die beschlagenen Scheiben und den Schnee auf dem Fenstersims. Und im Sommer die Hitze, die über den Straßen steht, dass es einem den Atem verschlägt. „So war es immer: Hitze und Schlaglöcher, Pfützen und Dreck; nicht im Stadtzentrum, aber in den Bezirken.“

„Versuch mal mit einem Kinderwagen zum Einkaufen zu fahren. Aber ich hab's leichtgenommen, war damals Mutter und Doktorin, und das Leben stand bevor. Es gibt noch ein paar Fotos, Kinderfotos mit Ilja am ‚Белое озеро‘ (‚weißen See‘). Das muss Anfang der 80er gewesen sein, und es war noch was Besonderes: private Kameras, Familienfotos! Damals im ‚Kalten Krieg‘. Aber Amerika mit seinen Raketen hat uns wenig interessiert. Wir hatten im Kleinen genug Sorgen. Und die Welt mit ihren großen Sorgen war weit weg. Schon bis Moskau sind es ja fast viertausend Kilometer.“

„Hab' nie darüber nachgedacht.“

„Über die großen Weltsorgen hat nur die Partei geredet, und niemand hat es ernst genommen. Amerika und überhaupt die große Welt waren nicht so ganz real. Unsere Sowjetunion war riesig, und darüber hinaus gab es fast nichts. Das kennt ihr nicht.“

„Nee. Unsere Welt war immer voll.“ Ich musste einen Moment nachdenken, dann war alles wieder präsent: die pausenlosen Nachrichten und Debatten von Vietnam bis Afghanistan, von Ölkrise bis Klimakatastrophe, von Krebsvorsorge bis Corona. „Alle haben es von allen Seiten gehört, und alle haben darüber gestritten. Hat vielleicht was mit Demokratie zu tun. Alles war immer ganz nah. – Viertausend Kilometer bis Moskau, sagst du. Da waren wir ja immer viel näher dran.“

Draußen tobte jetzt der Sturm. Ein Schneegestöber, das in grell beleuchteten Streifen an der Fensterfront vorbeizog, rasend schnell, aufwärts, abwärts, manchmal verwirbelt, manchmal zu Wolken verdichtet. Aber es war wenig zu hören, nur ab und zu ein schwaches Pfeifen oder Seufzen. Manchmal ein Raunen wie aus einem tiefen Keller. Die Fensterfront hätte aber auch einfach nur ein riesiger Bildschirm sein können, über den irre Streifen jagten.

Valentina kam dann auf ihre Zukunft zurück: Vielleicht werde man ihr das Internet sperren. Westkontakte unerwünscht. Und einen neuen Computer gibt's auch nicht mehr. „Aber ausreisen kann ich immer noch, hab' dann nur kein Geld und keine Rente. Bei Ilja bin ich nutzlos, bei euch eine Bittstellerin. Also bleib ich in Tomsk. Klingt vielleicht kümmerlich, ist andererseits auch nicht so schlecht.“

„Woran denkst du?“

„Ans Institut zum Beispiel. Das ist nicht nur Wissenschaft, ist auch Freundschaft – oder mehr: Zusammenhalt, früher jedenfalls: Jemand hat Tapeten gebraucht oder eine Waschmaschine oder einen Elektriker. Und wer die entsprechenden Kontakte hatte, hat sich darum gekümmert. „War ne' kleine Welt, aber näher dran am Leben. Klingt nostalgisch, ich weiß. – Werd' mich aber wieder daran gewöhnen.“

„Wenn im Garten die Pflaumen oder Himbeeren reif sind, werden wir pflücken und abends grillen. Und in den nächsten Tagen wird Marmelade gekocht. Früher, in den harten Zeiten, hat jeder auch

noch mitgeholfen, Gläser und Gelierzucker aufzutreiben. So was schafft ihr nicht im Westen.“

„Du lachst“, sagte sie und musste dann selbst lachen. Aber klar, es gebe Zensur und Denunziation und Kontrolle! Also Achtung! Schön positiv bleiben. Und deshalb gebe es sie – Valentina – auch doppelt: einmal offiziell und einmal privat, draußen und drinnen, streng getrennt. Sie rückte zur Seite und sah auf ihre Hände: „Das eigentliche Leben hat was Verschworenes, tief verschlossen, aber lebendig und – irgendwie treu. Da kannst du nicht mal schnell 'ne Freundschaft schließen und wieder vergessen. – Na Schluss jetzt! Hab' genug geredet.“

Sie trank den letzten Schluck Piccolo und sah dann vor sich hin: „Das war's. Meine Geschichte. Wenn ich in Manchester leben würde oder sonst wo in Europa, wär' sie nicht mehr wahr, nicht mein Leben.“ Sie sagte es mit gesenktem Blick; und es klang wie: In Manchester hab' ich einen Sohn, in Europa hab' ich meine Kollegen, in Tomsk hab' ich mein Leben.

Dann war es spät geworden. Ich rückte mein Handgepäck zurecht: „Legen wir uns ein bisschen hin“. Sie nickte und griff nach ihrem Mantel: „Trotzdem und ganz im Ernst: Wenn das alles mal vorbei ist, bin ich wieder dabei. Ihr habt meine Adresse. Ich weiß, wie man Projekte organisiert, Anträge schreibt, Finanzen kalkuliert. Ich halt' mich bereit. Wir können gleichweg wieder starten.“ „Gut, also hoffen wir mal.“

Sie saß dann noch eine Weile seitlich an ihren Sitz gelehnt, den Kopf auf einen Arm gestützt. Eine fast unbewegte Gestalt.

In den frühen Morgenstunden, als ich wach wurde und aufsaß, war es draußen ruhig geworden. Jetzt wieder ein klares nächtliches Bild. Schneewehen an Wänden und Eiskrusten an den Lampenpfählen.

Weiter draußen lag alles unter einer nachtgrauen Schneedecke: das Vorfeld, die Flächen an der Landebahn, auch die Baracken und Wälder dahinter. Und darüber ein schwerer, fast ebenso grauer Himmel.

Dann begannen rechts im Sichtfeld die Schneeflächen zu flimmern, ein orangefarbenes Schimmern, das heller und heller wurde, bis eine Phalanx von Räumfahrzeugen auftauchte, sich die Landebahn entlangschob und zum Vorfeld herüberkam.

Später eine erste Maschine im Landeanflug. Lange Zeit waren nur zwei Lichter zu sehen, die nicht näherzukommen schienen, fernblieben, beinahe wie zwei Sterne, die sich schließlich herabsenkten und in ein Flugzeug verwandelten, das schwebelicht in die Landebahn einflog. Ein kurzes Aufheulen der Motoren im Bremsvorgang, dann wieder Stille.

6:30 Uhr. In der Ukraine 16:30. In der Halle entstand einige Bewegung: Menschen, die sich aufrichteten, sich umsahen, zur Fensterfront hinübergingen. Igor kam mit Kaffee und mit Nachrichten: Friedensgespräche seien geplant – einerseits. Andererseits haben die Russen angeblich bereits Melitopol eingenommen. „Sie nennen es immer noch eine ‚militärische Operation‘, das Wort ‚Krieg‘ kommt ihnen nicht über die Lippen.“

Dann die ersten Durchsagen von Abflugzeiten und Gate-Nummern für die Ersatzflüge. Aufbruchstimmung also. Übermüdet liefen wir einander über den Weg, die einen auf der Suche nach einer geöffneten Bar, die anderen schielten nach den Monitoren: Weiterhin zerbombte Hochausfassaden, verletzte Menschen. Ein russischer Armeesprecher erklärte, die Operation verlaufe vollständig nach Plan. Die Offensive werde in allen Richtungen fortgesetzt. – Aber das schien jetzt niemand hier wahrzunehmen. Wir wünschten uns „guten Morgen“ oder „gute Reise“. „Wir bleiben in Kontakt.“

Ich war mit Gary und Valentina die Halle hinuntergegangen, dann stehengeblieben. Wir sahen uns an, alle drei, kurzes Zögern, dann angedeutete Umarmungen. Valentina beinahe übermütig: „Gute Reise und nicht vergessen, unser nächstes Projekt heißt: Überwintern und für bessere Zeiten bereithalten.“

„Klingt subversiv.“

„Keine Sorge, darin sind wir Russen Künstler.“

Gary: „Ok. Behalt' nur deinen Optimismus. Ich werd' inzwischen mal Puschkin lesen oder Tolstoi und auch ein paar Ukrainer. Muss mal recherchieren.“

Er ging dann zu Gate 2 für Seattle. Seinen grauen Lockenkopf sah ich noch einmal zwischen anderen Reisenden auftauchen. Valentina ging zu Gate 4 für London und von dort irgendwie weiter nach Moskau. Sie drehte sich noch einmal um, konnte mich aus der Entfernung aber offenbar nicht mehr erkennen. Ich stand bereits weit vorne an Gate 5 für Chicago mit Anschlussflug nach Frankfurt/Main.